

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 2

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

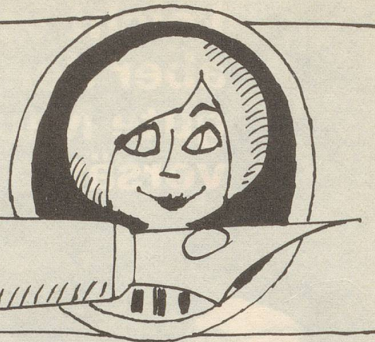
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



«Unser» Jahr

Das Jahr 1975 ist von der Uno zum internationalen Jahr der Frau erklärt worden. Was sollen oder können wir uns davon versprechen? Als Beitrag der Schweiz ist vor allem der Mitte Januar 1975 in Bern stattfindende Kongress «Die Schweiz im Jahr der Frau» vorgesehen. Im Herbst 1973 wurde eine spezielle Arbeitsgemeinschaft zur Vorbereitung und Durchführung dieses Kongresses gebildet. Sie wird präsiert von Dr. iur. Lili Nabholz, Zürich, und hat sich zum Ziel gesetzt, Möglichkeiten einer Besserstellung der Frau aufzuzeigen und zur Diskussion zu stellen. Mehr als 80 Verbände und Organisationen sind als Mitglieder in der Arbeitsgemeinschaft vertreten. Ueber einzelne Veranstaltungen des Kongresses wird noch zu berichten sein. Eine Zusammenarbeit unter Frauen in diesem Ausmass ist sehr erfreulich, und man kann den vielen Mitarbeiterinnen für ihr grosses Engagement in dieser Sache nur danken. Wir werden in Zukunft Frauenorganisationen, die auf verschiedenen Gebieten arbeiten, noch nötiger haben als bisher. Auch ich habe mich, bis vor noch nicht allzulanger Zeit, gerne ein wenig lustig gemacht über die vielen Frauenklübbi; aber ich sehe ein, dass wir ohne sie überhaupt nichts erreicht hätten. Und wenn in Zukunft die Wirtschaftslage schlechter wird, so werden dies in erster Linie die Frauen zu spüren bekommen.

Der vom Soziologischen Institut der Universität Zürich im Auftrag der Schweizerischen Unesco-Kommission ausgearbeitete Bericht über die Stellung der Frau in der Schweiz zeigt mit aller Deutlichkeit, welche Veränderungen dringend nötig sind. Der Bericht ist von vielen, auch von vielen Frauen, zum Anlass genommen worden, um ihrem Unmut über Soziologie und Soziologen Ausdruck zu geben. Diese Haltung ist verständlich, löst doch die kritische Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Situation bei den meisten Menschen Angst und Unsicherheit aus, sei es, weil eigene geheime Befürchtungen bestätigt, sei es, weil sie auf neue, von ihnen noch nicht als mögliche Konfliktherde erkannte Fragen gestossen werden. Eine Wissenschaft, welche die Gesellschaft selbst und deren Verhaltensweisen zum Gegenstand ihrer

Untersuchungen macht, kann nicht damit rechnen, von dieser Gesellschaft mit Lob und Zustimmung bedacht zu werden. Der Bericht kann aber gerade deshalb auch als Gradmesser des allgemeinen Bewusstseins über die Lage der Frau angesehen werden. Was vielleicht manchen Leser und auch die Hörer der Radio-Sendung vom 9. Mai 1974 mit Berichten und Diskussionen erstaunt hat, ist, mit welchem Nachdruck die Verfasser auf die Diskrimination der Frau innerhalb der Familie hinweisen. Das Machtgefälle zwischen Mann und Frau ist sehr gross, und der Schlüssel zur Lösung anderer Probleme müsste nach Meinung des Untersuchungsleiters, Prof. Dr. Heintz, in der Familie selbst gesucht werden. In der Tat können spezifische Benachteiligungen der Frau in «äusseren» Bereichen: in der Ausbildung, der Stellung im Beruf, der Entlohnung, der eigenen Persönlichkeitsentfaltung auf tief eingewurzelte Normvorstellungen in der Familie zurückgeführt werden. Auch wenn seit der Befragung von 1970 die politische Gleichberechtigung der Frau Fortschritte gebracht hat, so ist von einer grundsätzlichen Aenderung ihrer Lage wenig zu spüren. Auch eine neue Gesetzgebung wird kaum zu einer wesentlichen Verbesserung ihrer Situation führen, da neue Gesetze meist nur bereits bestehende Zustände formell anerkennen, nicht aber selbst neue Normen prägen. Eine Diskussteilnehmerin jener Sendung war der Ansicht, Mädchen sollten auf grössere Konfliktfreudigkeit hin erzogen werden. Tatsächlich werden auch heute noch Mädchen in der Familie selten dazu angehalten, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen oder zu verteidigen. Mädchen gefallen, wenn sie gefällig sind; deshalb werden sie in diesem Verhalten, das man später von ihnen erwartet, auch jahrelang trainiert.

Man muss, glaube ich, sowohl von «innen», der Familie, wie auch von «ausen», der weiteren sozialen Umwelt der Frau her, gleichzeitig ansetzen, um Aenderungen herbeizuführen. Es ist gesagt worden, das Fazit des Unesco-Berichtes gipfle darin, die Frau führe in jeder Hinsicht ein Aschenbrödel-Dasein. Eines steht fest: Auch im Jahr der Frau, in «unserem» Jahr, wird kein schöner Prinz kommen, um sie daraus zu erlösen. Das müssen wir schon selbst besorgen. Nina

Partnerschaft

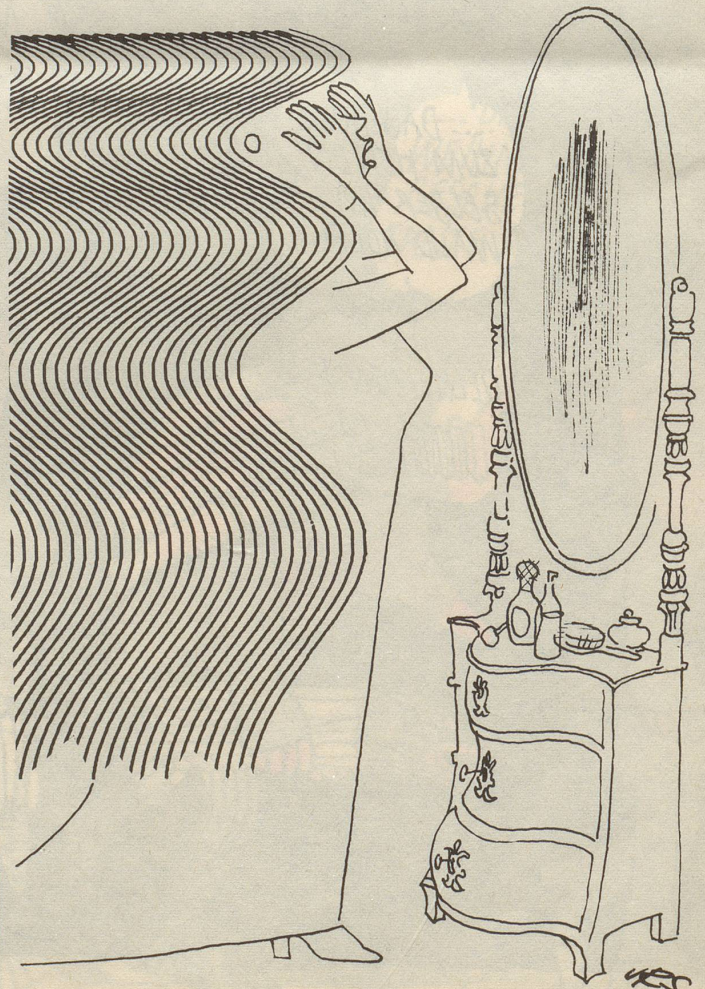
Die beiden Artikel in Nr. 42 und Nr. 47 widerspiegeln doch sehr die Situation auf unseren Strassen, jeder nimmt Stellung zu seiner Lage, was natürlich begreiflich ist. Doch ich glaube, dass gerade dadurch die Misere auf unsern Strassen nicht besser wird.

Der Automobilist ist gegenüber den andern im Vorteil, weil er Blech um sich herum und einen mehr oder weniger starken Motor hat. Das aber verpflichtet ihn wiederum zu besonderer Rücksicht. Andererseits sollte auch ein Fussgänger wissen, dass selbst bei einer Vollbremsung der Wagen einige Meter braucht, um zum Stillstand zu kommen, und nicht im letzten Moment auf den Fussgängerstreifen treten und denken, der soll nur

halten, schliesslich bin ich im Recht.

Wer kennt schon die Reaktion eines andern, wenn man vielleicht in gewissen Situationen seine eigene nicht kennt! Aber man könnte versuchen, vorausschauend zu denken und vielleicht dementsprechend zu handeln. Sieht man jemand am Strassenrand winken, muss man fast annehmen, dass irgendwer anhalten wird, und man ist nicht mehr so überrascht, wenn es dann wirklich so herauskommt. Vielleicht wäre es manchmal besser, ebenfalls anzuhalten und zu warten, aber wer hat heute schon Zeit, alle sind in Eile und müssen so schnell wie möglich irgendwo sein.

Es wird immer Leute geben, die ihre Aggressivität auf den Strassen loswerden wollen und dadurch zu



einer Gefahr für die anderen werden. Dass die Fussgänger und Velofahrer vom Lärm und den Abgasen der Autos nicht begeistert sind, ist ebenfalls begreiflich, doch vielleicht sind auch sie einmal froh um so ein Vehikel.

Würden sich auf unsern Strassen alle kameradschaftlich, zuvorkommend und als gleichberechtigte Partner benehmen, gäbe es bestimmt weniger Unfälle und gegenseitigen Hass! Doch das wird vermutlich ein Wunschtraum bleiben, aber wenn jeder bei sich selbst beginnen würde, wäre immerhin ein Anfang gemacht. Esther

Die Herren vom Tisch vis-à-vis

Wieder einmal ist Sessionszeit. Die guten Berner Restaurants sind noch überfüllt als sonst. Wir haben einen Tisch reservieren lassen und sitzen zu dritt beim Znacht. Schräg gegenüber sitzen vier Herren, die es sich offensichtlich ebenfalls schmecken lassen. Nicht nur das Essen, wie wir feststellen. Der Kellner ist ziemlich beschäftigt mit Flaschenentkorken und Gläserwechseln. Seine Tätigkeit wirkt sich unmittelbar auf die vier Herren aus. Je mehr Gläser und Flaschen auf ihrem Tisch stehen, um so lauter und ungezwungener wird ihre Unterhaltung. Beim Cognac angekommen, beherrschen die Herren akustisch eindeutig das Lokal. Wenn wir uns verständigen wollen, müssen wir laut brüllen. Mit Gesten und Blicken rufen wir den Oberkellner herbei. Luigi erscheint, freundlich und beflissen wie immer. Laut ruft ihm Freund Hans auf italienisch zu, ob man diese Leute da nicht endlich zur Ruhe mahnen könne. Eben geht am Tisch gegenüber wieder eine donnernde Lachsalve los, so dass wir Luigi nicht verstehen können, wir sehen nur sein erschrockenes Gesicht. «Pssst!» zischt er endlich hinter der vorgehaltenen Hand, «sono Onorevoli!» – «Ach so, Nationalräte», meint Hans ungerührt. «Wenn das Fremdarbeiter wären, hätte man sie längst zum Verlassen des Lokals aufgefordert.» – «Entschuldigen Sie», antwortet Luigi höflich, «aber das ist doch etwas ganz anderes.» Wir mussten ihm beistimmen. Es ist wirklich etwas ganz anderes. mara

Weihnachten vor bald vierzig Jahren

Es begann jeweils schon Ende November, wenn wir in den Wald hinausgingen, um daselbst Tannäste zu sammeln, welche die Holzfäller hatten liegen lassen. Zu Hause schmückten wir damit Wände und Türen. Mit Hilfe von Tannzweigen zauberte Mutter aus einem kreisrunden kahlen Etwas nach und nach einen Adventskranz, den sie zum Schluss mit einem feuer-

roten Band umschlang und mit vier dicken roten Kerzen krönte. Wenn es soweit war, trat Vater in Aktion. In der Wohnstube bestieg er feierlich einen Stuhl und hängte das Kunstwerk an dem dafür vorgesehenen Haken auf. Da hing es nun, und an jedem Sonntagabend wurde eine Kerze mehr angezündet. Ich erinnere mich an jenen vierten Adventssonntag, da der schon etwas dürre Kranz plötzlich lichterloh zu brennen anfang. Vater sprang hinzu, riss ihn todesmutig vom Haken, Mutter sperrte geistesgegenwärtig die Türen auf, und Vater rannte mit dem schaurig-schönen Gebilde über den finsternen Hof zum Brunnen, wo er es kurzerhand und mitleidlos ertränkte. Immerhin verblieb uns der Adventskalender, der uns jeden Morgen neu überraschte, falls wir es nicht vorgezogen hatten, sein Innenleben im Voraus zu erforschen.

Abends sassen wir mit Mutter auf dem grünen Trittofen, und während im Ofenloch leise die Aepfel vor sich hinschmorten und die dicken Barchentnachthemden warm wurden, lauschten wir hingegen den berndeutschen Weihnachtsgeschichten von Elisabeth Müller oder lernten Weihnachtsverse auswendig.

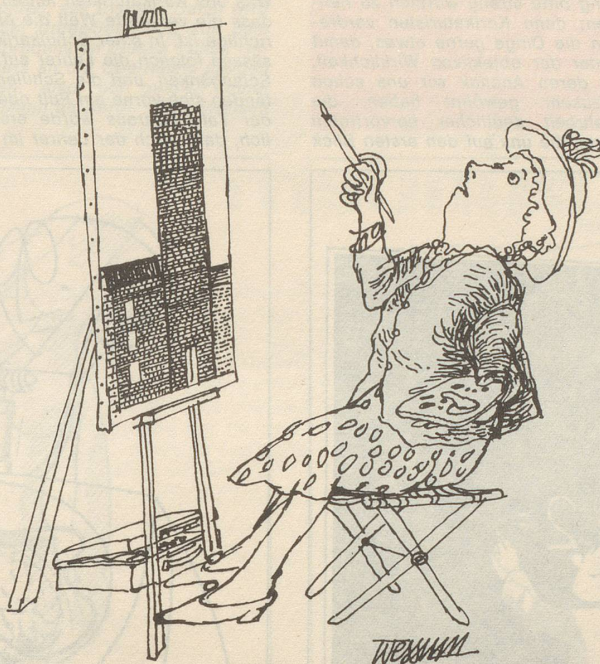
Irgendwann einmal im Dezember war Brezeltag. Dann wurde gerührt und geknetet und nach jeder neuen Zutat der Teig ausgiebig versucht. Vor Eifer heisse Hände formten kleine Bälle, die auf das schwarze Brezeleisen gelegt wurden. Und dann drehte sich das Eisen an einem Stab langsam über dem Feuer – jaja, wir hatten noch einen Kochherd, in dem man Feuer

anmachte, einen mit russigen Pfannen und einem kupfernen Wasserschiff.

Nach der Schule strickten und stickten wir – gern oder ungern – kleine Geschenke für Tanten und Paten. Vor allem aber dachten wir an unsere eigenen Wünsche, die wir in schmalen Busen hegten. Sie nahmen jeweilen dann so richtig Gestalt an, wenn der Briefträger den Spielzeugkatalog aus der Stadt brachte. Wochenlang hatten wir ungeduldig darauf gewartet, um uns dann begeistert in den Anblick all dieser Herrlichkeiten zu vertiefen.

Am Tag vor dem Heiligen Abend wurde der Wunschzettel angefertigt. Sorgfältig, damit der Samichlaus ja alles lesen könne, brachten wir unsere Wünsche zu Papier: Ein Märchenbuch, Puppengeschirr (rot mit weissen Tupfen), vielleicht sogar ein Krämerladen, wenn es dem Samichlaus nicht zuviel war. Dann legten wir die Liste auf die Bank neben der Haustür und beschwerten sie mit einem Buchenscheit, damit der Nachtwind sie nicht forttragen konnte. Am nächsten Morgen war der Wunschzettel dann fort, vom zuverlässigen Samichlaus abgeholt.

In unserem Dorf kannte man den Klostertag nicht. Der Samichlaus kam an Weihnachten. Aber meistens hatte er gar keine Zeit, alle Kinder im Dorf zu besuchen. Auch seinen Schlitten mit dem Eselchen bekamen wir nie zu Gesicht. Ein einziges Mal klopfte er bei uns an. Und einmal war es ein überirdisch schönes Christkind mit langem weissem Gewand und herrlichen Flügeln. Sonst aber legte der Samichlaus seine Geschenke auf die



«Siebzehntausendsechshundertzweiundzwanzig ...»

Bank, wo er am Abend zuvor den Wunschzettel geholt hatte. Während sich die Lichter der Kerzen in den bunten Kugeln, den silbernen Glöcklein und der glitzernden Lametta spiegelte, holten wir klopfenden Herzens die Pakete herein. Leider aber konnte der geheimnisvolle alte Mann nie restlos unseren Wünschen entsprechen. Es war eine Zeit, da man zu Weihnachten auch Nützliches bekam: etwa eine neue Schürze, oder ein Paar dieser verflixten Holzböden, an denen sich beim Gehen im Schnee immer wieder Stollen bildeten.

Als ich sechs Jahre alt und Weihnachten vorüber war, beschloss ich, dem Samichlaus einen Dankesbrief zu schreiben. Mein Vater steckte ihn in einen roten Briefumschlag, den ich «A Samichlaus z Bärn» adressierte. Selbster gingen wir zur Post, wo ich das wichtige Dokument der Posthalterin übergab und Vater mit Nachdruck darauf hinwies, dass es sich um einen Brief an den Samichlaus handle. Viele Jahre später ging der Brief in meinen Besitz über. Rechts oben auf dem Umschlag klebt eine Rabattmarke ... Und was den Samichlaus betrifft, so bemerkte er neulich zu mir, das Christkind habe ihm letzthin einen Kittel geflickt. So realistisch ist das Leben der Erwachsenen!

Annemarie A.

Was i wett, isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVO-Produkt